

# **Lohn, Pausen, Neckereien: Eigensinn und Politik bei Fabrikarbeitern in Deutschland um 1900<sup>1</sup>**

---

Alf Lüdtke

Das Alltagsleben zu untersuchen bedeutet, soziale Beziehungen zu rekonstruieren – ihre Produktion, Reproduktion und Transformation. Der Schwerpunkt meiner Arbeit liegt dabei auf der Untersuchung der Lebensweise, das heißt jener sozialen Praktiken, durch die Produktionsweisen zur alltäglichen Realität werden. Dieser Zugang verdankt viel E. P. Thompsons Studie »The Making of the English Working Class«, die davon ausgeht, daß »Klasse eine Beziehung und nichts Konkretes, Reales« ist. Dieses Buch, aber auch Arbeiten, die dieser Perspektive folgen, haben freilich wichtige Fragen unbeantwortet gelassen: Repräsentiert eine solche Schreibweise der Geschichte nicht das Wiederaufleben eines schlichten Historismus – jetzt unter dem Etikett der Rekonstruktion von Erfahrung? Was zeichnet solche Erfahrungsmomente überhaupt aus,<sup>2</sup> die Widersetzlichkeiten gegen die Zumutungen der Obrigkeit begünstigen und zum Kampf gegen die bestehenden Klassen- und Machtbeziehungen anstacheln? Gefragt wird aber auch, ob die Untersuchung des Alltags notwendig den Ausschluß von Politik bedeutet.

Oder anders: was überhaupt ist das Politische im Kontext alltäglicher Praxis?<sup>3</sup>

Sicherlich werden mit der neu erwachten Aufmerksamkeit für Volksbewegungen und ihre sozio-kulturellen Praktiken traditionelle Grenzen überschritten. Solche Studien unternehmen den Versuch, Gebiete zu erforschen, die als abgelegen und mitunter als bizar्र gelten; ihnen geht es auch darum, das stumme Verhalten

- 
- 1 Bei diesem Text handelt es sich um eine gekürzte Fassung des gleichnamigen Textes aus dem Band »Eigen-Sinn. Fabrikalltag, Arbeitererfahrungen und Politik vom Kaiserreich bis in den Faschismus«, Westfälisches Dampfboot, 2015. Für die Abdruckgenehmigung danken die Herausgeber dem Verlag.
  - 2 Dieser Punkt spielt bei E. Genovese und E. Fox-Genovese in ihrer Kritik an sozialanthropologischen Ansätzen eine wesentliche Rolle (Fox-Genovese & Genovese, 1976). In gleicher Weise kritisiert R. Johnson Thompsons Ansatz, indem er ihn als reinen »Kulturalismus« bezeichnet, s. Johnson (1978); sowie zum Zusammenstoß auf dem History Workshop vom November 1979 s. R. Samuel (1981, S. 386-396 und 396-400).
  - 3 Zur Diskussion um die deutsche Alltagsgeschichtsschreibung s. jetzt J. Kocka (1986, S. 132ff., bes. S. 162ff.); sowie G. Eley (1991).

derjenigen zum Sprechen zu bringen, die Objekte ihrer Untersuchung geworden sind. Und doch bleibt es ironischerweise bei der Bewertung »vom Ende her«, spätestens wenn, wie in Thompsons Fall, die politische Qualität der historischen Situationen und Aktionen geprüft wird.<sup>4</sup> Es bleibt also im Grunde bei dem herkömmlichen bipolaren Politikmodell von Macht *oder* Ohnmacht, Beherrschung *oder* Unterwerfung. Selbst wenn Erfahrungen und das »gesellschaftliche Kräftefeld« (Thompson) einbezogen werden, wird die konventionelle Perspektive von Historikern nicht überwunden; sie aber ist nach wie vor die der Sieger.

Das Problem besteht nicht darin, Kontexte zu beschreiben oder die Beziehungen und Mehrdeutigkeiten von bereits existierenden wie neu sich bildenden sozialen Praktiken zu erkunden. Fehl gehen die Untersuchungen vielmehr in ihrer impliziten Annahme, daß der Forscher und sein Objekt sich mit denselben Begriffen begegnen – als ob sich die Logik der erforschten Subjekte aus einer universalen und ahistorischen Rationalität ableiten ließe. Dabei bleiben die Interessen des Forschenden, die Reichweite seiner Wahrnehmungsweisen und Interpretationen, außer acht. Vor allem wird die anmaßende Struktur dieses Szenarios vernachlässigt: Der Aktive ist der Forscher, der passive Objekte auszufragen versucht; prämiert werden Ergebnisse, die wir Nachgeborenen schätzen. Statt nach der Vielfalt der Möglichkeiten, die in einer historischen Situation auf dem Spiel standen, wird nur entweder nach Anpassung oder Widerstand gesucht.

Ich plädiere deshalb dafür, unsere begrenzten Quellen für ein Mehr an teilnehmender Beobachtung zu nutzen. Sicherlich bietet eine solche »dichte« Untersuchung, selbst dort, wo sie möglich ist, keine definitive Lösung: Sie macht uns die Untersuchten, in diesem Fall Fabrikarbeiter des späten 19. Jahrhunderts, keineswegs vertrauter.<sup>5</sup> Aber ich hoffe, in diesem Beitrag zu zeigen, daß die Rekonstruktion von Arbeitsabläufen und Lohnformen, von legalen und illegalen Arbeitsunterbrechungen, der Artikulation von Bedürfnissen – vor allem körperlich gewalttätiger Spielereien am Arbeitsplatz – ein spezifisches Verständnis von Arbeiterleben und Arbeiterpolitik ermöglicht. Der jeweilige Kontext kann erhellt werden durch zeitgenössische Schilderungen von Außenstehenden, vielleicht lassen sich sogar Berichte teilnehmender Beobachter finden. Neben den Erinnerungen von Beteiligten sind Zeugnisse unerlässlich, die nicht von der Absicht geprägt sind, ein gutes (oder schlechtes) Andenken zu hinterlassen. Dazu gehören Lohnlisten oder Fabrikordnungen. Aus solchen Dokumenten lassen sich durchaus mehr als nur ökonomische Erkenntnisse gewinnen. Denn die Unregelmäßigkeiten des Arbeitsablaufs

4 Oder um ein deutsches Beispiel zu nennen: Wenn vom »Scheitern« der revolutionären Bewegungen 1918-1920 die Rede ist, bestimmt dieses »Entweder-Oder« selbst sensible Historiker einer »Geschichte von unten« wie E. Lucas (1976).

5 Diese Probleme sind skizziert in einem anregenden Beitrag von K. Dwyer (1977). Ich verdanke diesen Hinweis meiner Kollegin am Davis Center, Elizabeth Traube.

fes, wie sie zum Beispiel in den Lohnlisten oder Unfallprotokollen sichtbar werden, verweisen auf spezifische Aneignungsweisen, mehr noch auf den Eigensinn der vor Ort Handelnden.

In dieser Perspektive werden abstrakte Zuweisungen zweifelhaft: So ist industrielle Arbeit z.B. weit mehr als die »reale Subsumption von Arbeit unter das Kapital«; sie geht nicht auf in mechanischen Verrichtungen und Zeitdisziplin.

Notwendig ist beides – analytisches wie interpretatives Verstehen. Aber wir sollten uns nicht täuschen: Alle diese Anstrengungen, Gründe und Motive der Betroffenen zu erhellen, sind nichts weiter als die Befragung von *Objekten*. Selbst behutsame Entzifferung vermag die Kluft zwischen Erforschern und Erforschten nicht zu überbrücken. Vielleicht ermutigt uns aber der Gebrauch der – stets begrenzten – Quellen, die Eigentümlichkeit der teilnehmenden Beobachtung des Historikers zu akzeptieren: Die Anderen werden uns desto fremder erscheinen, je mehr wir sie zu verstehen suchen.

## Maschinenbau um 1900

Der Ort ist eine Maschinenbaufabrik in Chemnitz, das Jahr 1890. Eine Abteilung des Werks stellt Werkzeugmaschinen, die andere Strickmaschinen her. Nach der Rezession 1886-87 befindet sich das Unternehmen wieder im Konjunkturaufschwung, und beide Abteilungen sind eifrig bemüht, ihre Aufträge zu erfüllen.

Paul Göhre, ein junger protestantischer Pfarrer, lebte und arbeitete sechs Wochen lang mit den Arbeitern der Werkzeugmaschinen-Abteilung. Offenkundig gab er sich gelegentlich zu erkennen, oder verbarg zumindest nicht bewußt seinen Beruf. Er hielt sich als »teilnehmender Beobachter« bei den rund 120 Schmieden, Bohrern, Feilem und besonders Drehern auf, die auf einer Galerie arbeiteten. Ihre Arbeit begann morgens um sechs und endete zwölf Stunden später, davon waren nahezu elf Stunden als Arbeitszeit vorgesehen (Göhre, 1891, S. 29). Innerhalb dieser zwölf Stunden waren nur eine einzige zwanzigminütige Kaffeepause und eine einstündige Mittagspause gestattet.

Ein Jahr später veröffentlichte Göhre ein Buch mit seinen Beobachtungen und Eindrücken und faßte seine sorgfältig detaillierte Schilderung eines Arbeitstages wie folgt zusammen:

»Es ist in der That keine Kleinigkeit, elf Stunden des Tages mit 120 Mann in einem von öligem, schmierigem Dunste, von Kohlen- und Eisenstaube geschwängerten beißen Raume auszuhalten. Nicht eigentlich die meist schweren Handgriffe und Arbeitsleistungen, sondern dieses Zusammenleben, Zusammenatmen, Zusammenschwitzen vieler Menschen, diese dadurch entstehende ermüdende Druckluft, das nie verstummende nervenabstumpfende gewaltige quietschende, dröh-

nende, ratschende Geräusch, und das unausgesetzte elfstündige Stehen in ewigem Einerlei, oft an ein und derselben Stelle – dies alles zusammen macht unsere Fabrikarbeit zu einer alle Kräfte anspannenden, aufreibenden Tätigkeit (...).« (Göhre, 1891, S. 74)

Dies ist ein völlig anderes Bild als das zeitgenössischer Fotografien, die in Fabriken aufgenommen wurden und fast nichts von den alltäglichen Erfahrungen zeigen, die Göhre schildert. Solche Fabrikfotos waren gestellt, bebilderten viel mehr die Vorstellung des Fotografen, wie eine Fabrik aussehen sollte – aufmerksame, konzentrierte und saubere Arbeiter in einer wohl organisierten Fabrikhalle, keinerlei Störungen, Unterbrechungen oder gar Erschöpfung. Doch selbst wenn man Göhres Bericht vertraut, muß man die distanzierten und gemischten Gefühle einbeziehen, die einen jungen Theologen beeinflußt haben dürften. Göhre war nicht nur ein Neuling in der Fabrik, sondern ebenso ein Eindringling aus der akademischen Welt, schlimmer noch: aus der Kirche. Nicht minder wichtig ist, daß Göhre die Anstrengungen und Plackerei der Fabrikarbeit freiwillig auf sich nahm, während die meisten seiner Kollegen keine andere Wahl hatten. Um sich und ihre Familien durchzubringen, war Lohnarbeit in der Fabrik für sie schlichte alltägliche Notwendigkeit. Mit Sicherheit haben solche divergierenden Klassenpositionen und -erfahrungen die Wahrnehmung des Vertrauten wie des Fremden in der Fabrik strukturiert. Was Göhre als gänzlich bedrückend oder ungeschliffen empfand, mag Teil der selbstverständlichsten Arbeitsroutinen gewesen sein, die die Arbeiter weder beklagt noch überhaupt erwähnt oder ›gesehen‹ hätten.

Göhres Erinnerungen sind dennoch sehr aufschlußreich, weil er nicht flüchtiger »Besucher« war, sondern eine ethnographische Reise in das unbekannte Land der Fabriken unternahm. Die genauen Beschreibungen der Löhne und Ernährungsweisen, des Verhaltens am Arbeitsplatz, der Erholung und besonders des Arbeitsprozesses selbst geben davon nachdrücklich Zeugnis.

Göhre wurde als Handlanger für die Bohrer und besonders für die Dreher eingesetzt. Die letzteren bedienten Drehbänke, die von Dampfmaschinen über Transmissionstriemen und Kupplungen angetrieben wurden. Damit unterschieden sie sich hinsichtlich der Kontrolle über ihre Arbeit von den übrigen Arbeitern auf der Galerie.<sup>6</sup> Die Gießer, Former und Schmiede stellten die Grundteile und Werkzeuge ebenso wie die fertigen Stücke nahezu vollständig mit der Hand her. Aufgrund

---

<sup>6</sup> Zum Arbeitsprozeß s. D. Lande (1910, S. 306-498, insbesondere S. 354ff.) sowie E. Barth (1973, S. 51f., 83ff., 91ff., 113ff.); ebenso Göhre (1891, S. 45ff., besonders S. 50f.). Allgemein zur Arbeit von Drehern s. H. Popitz et al. (1957, S. 130ff.).

Die Ausstattung einer Maschinenbaufabrik in der Mitte des 19. Jahrhunderts beschreiben A. Schröter/W. Becker (1962, S. 85ff.); zu den 1870er Jahren s. W. Renzsch (1980, S. 147ff.) sowie Barth (1973, S. 83ff., 91ff.). Zur Bewertung der »Kontrolle« über den Arbeitsprozeß s. D. Montgomery (1979).

ihrer Kenntnisse von Material und Arbeitsprozeß leiteten sie die Hilfsarbeiter an; beim Handhaben der Werkzeuge nutzten sie vor allem ihr Erfahrungswissen. Das-selbe gilt für die Schlosser und Monteure, die die hergestellten Stücke zusam-mensetzten und die Produkte vollendeten. Weniger Spielraum hatten die Bohrer: Sie arbeiteten in der Regel gleichförmig, monoton, ohne eine Gelegenheit, ihre Werk-zeuge selbst einzurichten oder ihr Werkstück selbstständig bis zum Schluß zu bear-beiten.

Die Dreher lagen gleichsam »in der Mitte«; sie übten eine Art Semi-Handarbeit aus. Ihre Aufgabe bestand darin, allen Rund- und Drehkörpern eine präzise Form zu geben, d.h. sie mußten Oberflächen abdrehen oder Gewinde schneiden. Zwar bedienten sie ihre Werkzeuge nicht unmittelbar mit der Hand, aber ähnlich der fast handwerklichen Arbeit der Former und Schlosser bereiteten sie die Maschine selbst vor und justierten sie. Während der Zeit, in der das Werkstück bearbeitet wurde, griffen sie – mitunter auch mit der Hand – ein, um dem Werkstück den letzten Schliff zu geben. Die Vorbereitung der Drehbank war verhältnismäßig zeit-aufwendig. Um daher die optimale Geschwindigkeit während des Drehprozesses zu erreichen, mußte das Getriebe jedes Mal aufs Neue eingestellt, (mit Bruchrech-nung) berechnet und zusammengebaut werden. Das Werkstück wurde dann ein-gespannt und zentriert; manchmal mußten vorab Späne mit der Hand abgefeilt werden. Nachdem der Dreher die Drehbank angeworfen (oder genauer, nachdem er sie mit der Transmissionswelle der Galerie verbunden) hatte, brauchte er das Ganze nur noch zu beobachten: Er mußte ein Auge haben auf den Transmissions-riemen und die Drehgeschwindigkeit ebenso wie auf den Meißel bzw. den Werk-zeugstahl, gegen den das Werkstück gedreht wurde.

Die Dreher eigneten sich eine spezifische Kompetenz an – die *Handfertigkeit*. Sie umfaßte Wissen um die Eigenarten des zu verarbeitenden Metalls ebenso wie Erfahrung mit den Geschwindigkeiten und dem Getriebe der Transmissionsriemen und »ihrer«, d.h. der Fabrik gehörenden, Drehbank bzw. sogar mit zwei oder drei Drehbänken, die bedient werden mußten. Vielfach waren Dreher durchaus in der Lage, eine Konstruktionszeichnung zu lesen und deren Zahlen und Symbole auf die Mechanik ihrer Drehbank zu übertragen.

Ganz offenkundig war die Dreher-Arbeit ausgesprochen vielfältig, erforderte sie doch nicht nur Erfahrung, sondern auch eine Art fortwährender Beschäfti-gung mit dem jeweiligen Arbeitsablauf. Selbstverständlich wurden diese Fertig-keiten und Qualifikationen vornehmlich durch die Arbeit selbst entwickelt – im Unterschied zu den meisten anderen Gruppen in der Fabrik, besonders zu den Schmieden, von denen die große Mehrzahl eine dreijährige Lehrzeit durchlaufen hat-te. Als Dreher wurden dagegen häufig ehemalige Holzdreher eingestellt. Solch ein Fall war zum Beispiel Moritz Theodor Wilhelm Bromme, dessen Autobiogra-phie Göhres Bericht über die Werkstatt ähnelt, die Arbeit eines Drehers aber aus der Sicht eines Beteiligten schildert (Bromme, 1971, S. 243). Bromme arbeitete seit

1898 für mehrere Jahre in einer Maschinenbaufabrik in Gera, rund hundert Kilometer westlich von Chemnitz.

Dreher verstanden sich selbst als die entscheidende Gruppe innerhalb der Arbeiterschaft; vor allem sie wären in der Lage, die Mahnung der Fabrikleitung, »produktiv zu sein«, zu erfüllen (Bromme, 1971, S. 243; s. auch Müller, 1974, S. 13f.). Diese überwältigende Akzeptanz des Produktivitätsziels, aber auch des Fabriksystems und derjenigen, die von ihm profitierten, wurde nicht einfach durch physischen Zwang oder Manipulation erreicht. Zusätzlich müssen zwei Faktoren in Betracht gezogen werden: Erstens das Maß an Kontrolle über den Arbeitsprozeß und, damit verbunden, die eigene Bewertung der Arbeit; zweitens ist zu untersuchen, ob diese Selbstwahrnehmung ein materielles Äquivalent hatte oder einen materiellen Ausdruck fand.

Von den Anfängen des Maschinenbaus in Deutschland in den 1830er Jahren (Schröter & Becker, 1962, S. 76ff. und 236ff.) und zumindest bis 1910-14 gehörten die Dreher zu den bestbezahlten Maschinenbauarbeitern (Desai, 1968, S. 108-110). Zusammen mit den Bergarbeitern standen sie an der Spitze der Lohntabelle in den späten 1870er Jahren und hielten nach 1908 dasselbe Lohnniveau wie die Eisen- und Stahlarbeiter. Die von Göhre 1890 geschilderten Wochenverdienste weisen einen Lohn von 20 bis 30 Reichsmark wöchentlich aus, falls sie überwiegend oder vollständig im Stücklohn bezahlt wurden (Göhre, 1891, S. 13f.). Hilfsarbeiter und Tagelöhner, wie Göhre einer war, befanden sich am Schluß der Lohnskala. Aber sie konnten mit bis zu 15 M durchaus recht nah an die Schmiede oder Monteure herankommen.

Vom Grad der Kontrolle über den Arbeitsprozeß, der Selbsteinschätzung und vom Status her, den ihnen die Arbeitskollegen einräumten, aber auch bei den Lohnraten repräsentierten die Dreher den Typus hochangesehener Maschinenbauarbeiter. Sie waren Teil einer Minderheit von Fabrikarbeitern, die relativ »gut dastanden«, materiell und symbolisch. Sie gehörten zu denen, die Eric Hobsbawm als »Arbeiteraristokraten« bezeichnet hat (Hobsbawm, 1974, S. 139).<sup>7</sup>

Der Status der Dreher beruhte auf einer Besonderheit ihres Arbeitsprozesses. In ihrer Branche waren sie die einzigen, die Maschinen bedienten und *dennoch* eine verhältnismäßig individuelle (oder zumindest selbst-kontrollierte) Arbeit verrichteten. Die Organisation ihrer Arbeit weckte und forcierte zugleich die Konkurrenz mit Kollegen an den benachbarten Drehbänken und machte damit die Bestätigung der eigenen Kalkulationsfähigkeit und Handfertigkeit möglich. Im Unterschied zu »traditionellen« handwerklichen Arbeitern, wie Schmieden oder Formern, konnten

---

<sup>7</sup> Die Diskussion um die (englische) Arbeiteraristokratie ist erneut aufgelebt, aufgeladen (und vielleicht überfrachtet) mit dem Problem der »Hegemonie«, angelehnt an Gramsci (s. dazu Moorhouse, 1979 und Response by Reid).

die Dreher sich selbst und anderen ihr Können und ihre Erfahrung im Umgang mit »modernen« Maschinen demonstrieren.

## Das Konzept des *Eigensinns*

Unwägbarkeiten und Unbeständigkeiten in den Arbeitsanforderungen und -prozessen wie bei den Löhnen formten die Erfahrungen von Arbeitern allgemein – und die der Maschinenbauarbeiter und Dreher im Besonderen. Obwohl ein solcher Akzent wichtig ist, um Annahmen über »unilineare« Erfahrungen und Verhaltensweisen der Arbeiter zu kritisieren, bleibt das Bild auch dann unvollständig. Wie bereits erwähnt, bedienten Arbeiter nicht allein ihre Maschinen und Werkzeuge, sie kooperierten nicht nur in unterschiedlicher Weise, sie lebten auch für viele Stunden zusammen. In den Formen des Miteinander-Umgehens und des körperlichen Kontakts untereinander lassen sich Reaktionen auf die Unwägbarkeiten erkennen.

Beginnen möchte ich mit einem Zitat des »teilnehmenden Beobachters« Göhre: Die Gemeinsamkeit des Arbeitsprozesses führte »die Leute schnell, häufig und nahe aneinander und zwang sie zu dauerndem gegenseitigen Verkehr. Dieser war nun selbstverständlich besonders rege zwischen Gleichaltrigen, Arbeitsnachbarn und den Leuten derselben Kolonne, derselben Montage, desselben Meisters. Hier wurde er von selbst häufig intimer; und jede Gelegenheit zu einem längern oder kürzern Zwiegespräch wurde dann fleißig benutzt.« (Göhre, 1891, S. 76) Göhre berichtete, daß zu den Gesprächsthemen die Neuigkeiten über Kollegen und Ereignisse in der Fabrik, in anderen Galerien oder Werkstätten ebenso gehörten wie Pläne für das kommende Wochenende; ganz wichtig war stets das Wohlergehen der Kinder. Von Zeit zu Zeit wurde auch, wie Göhre schreibt, über »ernste Dinge« geredet wie »religiöse, wirtschaftliche, politische und über Bildungsfragen«. Es scheint jedoch, daß die nicht-sprachlichen, körperlichen Kontakte besondere Bedeutung hatten. Göhre notierte:

»Vor allem aber scherzte, neckte und balgte man sich herzlich gern, wo immer es anging. Überall suchte man unter guten Bekannten, die solche Neckereien verstanden, einander etwas auszuwischen: so warf man den achtlos vorübergehenden aus einem Versteck mit Thon, zog ihm heimlich die Schleife seiner Schürze auf oder in der Pause das Brett unter dem Sitze weg, stellte sich plötzlich einander in den Weg oder meinte es miteinander gut. Dies Gutmeinen pflegte gern am Ende der Woche von ältern Leuten zu geschehen, die einen starken Bartwuchs hatten und sich, wie es im Volke heute kaum noch viel verbreitete Sitte ist, nur einmal in der Woche, des Sonnabends Abend oder des Sonntags Morgen rasierten. So einer mit genügend langen harten Stacheln im Gesicht nahm dann plötzlich ein um

Kinn, Backen und Lippen noch zarteres Kerlchen beim Kopf und rieb blitzschnell seine Wange an der jenes mehrmals hin und her, wodurch gerade kein angenehmes Gefühl hervorgerufen werden sollte. Wenn der so Liebkoste zur Besinnung kam, war der Übelthäter längst davon. Noch ungemütlicher war ein anderer Spaß, den man an mir glücklicherweise nur einmal ausprobierte, das sogenannte ›Bartwichsen‹. Da lehnt einer vielleicht achtlos an einem Pfosten, eben zufällig ohne bestimmten Arbeitsauftrag. Zwei andere sehen den Arglosen stehen; ein gegenseitiger Blick des Einverständnisses, und der eine tritt von hinten an ihn heran, umschlingt ihn mit den Armen, so daß jener sich nicht mehr rühren kann; unterdes umfaßt der andre mit seinen zwei schwarzen, schmutzigen Händen von vorn das Gesicht des Überfallenen und streicht nun mit aller Gemütsruhe mit den fest-angepreßten Daumen den Schnurrbart des Wehrlosen auseinander, was, wie ich versichern kann, sehr schmerhaft ist. (...) Unter intimen Bekannten bleibt keiner davon verschont, und jeder wurde ohne Unterschied des Alters heimgesucht.« (Göhre, 1891, S. 77f.)

Diese Schilderung vermittelt einen lebhaften Eindruck von der Intensität wie der Permanenz nicht-sprachlichen sozialen Umgangs zwischen denen, die zusammen arbeiteten, die für lange Stunden zusammen lebten.

Dabei gründeten sich die jeweils kurzen interaktiven Zwischenspiele auf körperlichen Kontakt, und dazu gehörte auch physische Gewalt. Die Auseinandersetzung um die Kontrolle über den eigenen Körper »spielte« gleichermaßen auf mehreren Ebenen. Es ging um Entwicklung, Festigung oder Abbruch sozialer Beziehungen; zu demonstrieren waren Handfertigkeit und Geschicklichkeit. Unerlässlich war körperliche Stärke, wenigstens unter den Männern in dieser Phase des Industriekapitalismus im späten 19. Jahrhundert. Natürlich drückten die Beteiligten in diesen Interaktionen ebenso soziale Hierarchien aus, so wie sie »typisch« männliches Verhalten zur Schau stellten.<sup>8</sup> Grundsätzlich galten jedoch gegenseitige Wertschätzung, Anerkennung und Unterstützung – konnte doch beim nächsten Mal das Opfer wieder einer der »Spieler« sein. Jeder in der Werkstatt wußte, daß die Peinigung alle und nicht einzelne betraf. Zugleich können diese »Neckereien« als Bekräftigung von Erfahrungen gelesen werden, die alle Beteiligten teilten: festgebunden zu sein, an einem Ort fixiert, kenntlich gemacht und beschmutzt, in anderen Worten: Zwängen unterworfen, deren Urheber zumindest zeitweise außerhalb der Kontrolle der Opfer standen. Körperliche Gewalt mag daher in diesem Kontext das Bemühen ausgedrückt haben, sowohl ›allein gelassen zu werden‹ als auch ›allein und mit den anderen zu sein‹. Diese Umgangsweisen und Ausdrucksformen waren nicht als direkter Widerstand gegen die Zumutungen »von oben«

---

<sup>8</sup> Zur allgemeinen Relevanz dieser Dimension s. P. Willis (1981, besonders S. 43ff.).

gemeint. Sie drückten vielmehr den Anspruch auf einen eigenen Raum aus – *Eigensinn*.<sup>9</sup>

Diese Formen des Umgangs miteinander gehörten nicht zu den offiziell zugestandenen Pausen. Vielmehr nahmen sich dazu die Arbeiter Teile jener Zeit, die formell als Arbeitszeit bestimmt war. Sie eigneten sich die Zeit an, indem sie die auferlegte Zeitordnung umgingen oder unterbrachen. Plaudern und »Quatschen«, Herumgehen und nicht zuletzt die »Neckereien« – all das waren illegale Unterbrechungen.

Dagegen wurden die legalen Arbeitspausen intensiv zur körperlichen Erholung genutzt (Göhre, 1891, S. 35). Während der Frühstücks- und der Mittagspausen beobachtete Göhre eine weitgehend wortlose Kameradschaft. Das Rascheln einer Zeitungsseite oder das Weitergeben eines Zeitungsteils ergänzten die Geräusche des Essens. Die Arbeiter, berichtet Göhre, saßen »abgespannt und stumm neben einander [!].« (siehe dazu Lüdtke, 2015)

Diese Pausen bestanden buchstäblich aus Reproduktionsaktivität, dienten der Auffrischung der Arbeitskraft für die kommenden Stunden an der Werkbank, den Bohr- oder Fräsmaschinen, den Drehbänken. Theoretisch gesehen waren diese Pausen Reproduktionsarbeit; sie entsprachen den Anforderungen des Fabriksystems. Frühstücks- und Mittagspausen waren geplant und wurden genutzt

9 Der Begriff, der hier eingeführt ist, stammt aus einem Text »dichter Beschreibung«, den der Popularphilosoph Christian Garve in den 1790er Jahren veröffentlichte. Er schilderte das Verhalten der abhängigen Bauern in Schlesien gegenüber ihrem Grundherrn. Dort heißt es u.a.: »zu dem tückischen Wesen kann man als einen Bestandtheil, oder als eine Folge, einen gewissen Eigensinn setzen, der den Bauer, wenn er in Leidenschaft ist, oder wenn ein Vorunheil sich einmahl bey ihm eingewurzelt hat, unterscheidet. So wie sein Körper und seine Glieder steif sind, so scheint es in diesem Falle auch seine Seele zu seyn. Er ist alsdann taub gegen alle Vorstellungen, die man ihm macht ... (...) Die richterlichen Personen, welche in Prozessen der Bauern arbeiten, werden zuweilen solche Individuen gekannt haben, bey denen es zweifelhaft ist, ob die Hartnäckigkeit, mit der sie auf einer augenscheinlich ungereimten Idee bestehn, von ihrer Blindheit, oder ob sie von einer entschlossenen Bosheit herkomme. (...) Nichts bringt mehr gegen den Bauer auf, als wenn man diesen Eigensinn an ihm gewahr wird. Denn was kann der Höhere weniger ertragen, als wenn der Geringere ihn nicht hört? Und was kann in der That den Verständigen und Gutdenkenden mehr aufbringen, als wenn die größte Deutlichkeit seiner Vorstellungen, und alle in ihnen liegende Kraft der Wahrheit nichts über das Gemüth derjenigen vermag, welche er dadurch zu ihrer Pflicht, oder zu ihrer Ruhe zurückbringen will?« (Garve, 1974, S. 859-860)

Zu beachten bleibt, daß dieser Begriff üblicherweise dazu benutzt wurde, um kindisches Verhalten zu beschreiben (und zu kritisieren). »Vernünftige« Erwachsene werden mit einer solchen Kennzeichnung als »irrational« abgewertet. Zum Gebrauch des Begriffs im späten 18. und während des 19. Jahrhunderts s. Ad. Freiherr v. Knigge (1865, S. 86ff.). Knigge benutzte den Begriff, um ein Verhalten zu charakterisieren, das heutzutage als »halsstarrig« gälte (diesen Hinweis verdanke ich Arnd Bohn). – Ich benutze den Begriff in einer anderen Weise – allerdings ohne dessen Herkommen zu verleugnen.

für die körperliche Wiederherstellung. So wie die offiziellen Pausen unmittelbar notwendig für das Überleben waren, bedeuteten sie selbstverständlich zugleich auch die Chance für kurze, begrenzte Momente des Zusammenseins.

Illegale Pausen ließen sich damit nicht vergleichen. Hier brachen die Arbeiter sowohl mit den Zumutungen und Zwängen des Fabriksystems als auch mit der Plackerei der Arbeit und der Reproduktion. Ihre Unterbrechungen von Zeitplänen und Ordnungsregeln beeinträchtigten in jedem Fall den Arbeitsablauf der Fabrik. Und mit Sicherheit spielte Widerstand eine Rolle, wenn sich Arbeiter schweigend einige Minuten der Arbeitszeit wieder aneigneten, indem sie morgens später begannen oder ihre Maschinen reinigten, während sie noch liefen, sich wuschen und den Arbeitsplatz ein wenig früher verließen, als es die Fabrikordnung erlaubte. Weit häufiger aber ereigneten sich stumme und vornehmlich individuelle Rückzüge und buchstäbliches Verschwinden: Arbeiter hielten ein Nickerchen, bevor sie einen neuen Auftrag oder ein fehlendes Werkstück bekamen, und sehr häufig verschwand der eine oder andere ohne Hast auf die Toilette. Solche Wiederaneignungen und Rückzüge störten selbstverständlich die Bemühungen der Unternehmer und Vorgesetzten, die gesamte verfügbare Zeit der Produktion von Waren zu widmen und keine Sekunde zu vergeuden. Die Folge immer detaillierterer Fabrikordnungen spiegelt wider, wie weit solche stummen Übertretungen der Arbeiter auch oder zunehmend als Widerstand wahrgenommen wurden.

*Eigensinn* dagegen war etwas anders. *Eigensinn* zeigte viele Ausdrucksformen: Herumgehen, Sprechen, momentanes Tagträumen, vornehmlich aber im wechselseitigen körperlichen Kontakt und Neckereien – kurz, *Eigensinn* war ein ›Bei-sich-selbst-sein‹ und ein ›Mit-anderen-sein‹. Dadurch mißachteten die Arbeiter die laufenden Arbeitsprozesse bzw. die Fabrikordnung, wie sie von der Leitung ersonnen waren, wenn sie sie auch nicht unmittelbar stören wollten.

Illegale Pausen waren vieldeutige und ambivalente Situationen. Durch sie wurde Widerständigkeit praktisch, konnte manchmal sogar zur Schau gestellt werden. Aber gleichzeitig, wenn nicht in erster Linie, bedeuteten solche Augenblicke Distanz nicht nur zur Herrschaft des Kapitals am Arbeitsplatz, sondern von jeder Auseinandersetzung, von jedem Kampf gegen die Einschränkungen eigener Bedürfnisse und Interessen – unmittelbare, lustvolle »Verausgabung« (Bataille, 1975) im und für den Augenblick, ohne eventuelle Folgen und Wirkungen zu kalkulieren. In solchen Augenblicken waren die Arbeiter bei sich, entzogen sich für einige Minuten, vielleicht nur für wenige Sekunden auch allen Konsequenzen ihres Umgangs miteinander.

Sie handelten, wenn auch nur zeitweise, nach ihren eigenen Regeln. Körperkontakt war offenbar die bevorzugte Sprache von und für *Eigensinn*. *Eigensinn* wurde jedoch auch, mitunter sogar ganz auffällig, durch Worte ausgedrückt. Die Kollegen, immer wieder bemüht, ›bei sich selbst zu sein‹, riefen einander mit Vornamen und sprachen sich mit dem vertrauten, fast familiären »Du« an. Dadurch

signalisierten sie gegenseitigen Respekt und, noch mehr, Brüderlichkeit. Ebenso artikulierten sie damit die Besonderheit der eigenen Gruppe und die Andersartigkeit aller Übrigen. Die »Anderen« wurden mit dem distanzierten, formalen »Sie« angesprochen (Göhre, 1891, S. 79, 81).<sup>10</sup> Während andere Arbeiter, mit denen man keinen so andauernden oder häufigen Kontakt hatte, sich kaum darum kümmerten oder deshalb daran gewöhnt waren, weil sie es ähnlich hielten, verlangten die Meister und Vorgesetzten (aber nicht die Vorarbeiter) einen formalen Umgangston. Während diese darin die angeblich angemessene Unterwürfigkeit und Distanz hörten, klang es für die Arbeiter nach einer anderen vertrauten Hierarchie: der Schule, Kirche und des Militärs.<sup>11</sup>

Eigensinn ist in solchen vereinzelten, gleichwohl beständig wiederholten Augenblicken der Aneignung aufzufinden – Augenblicken, in denen die Arbeiter ihre Bedürfnisse gleichermaßen schufen und benannten, ausdrückten und erfüllten. In der Fabrik selbst wurden diese Bedürfnisse durch die Arbeitsdisziplin, die Fabrikregeln und -Ordnungen, durch die dauernde Gefahr der Überwachung<sup>12</sup> durch Vorgesetzte, Meister, Vorleute blockiert und unterdrückt, überdies durch eine handgreiflich hohe Fabrikmauer eingeschlossen. Solche Momente von Eigensinn besaßen zumindest eine zweifache Bedeutung und Funktion: Arbeiter konnten mit sich allein ebenso wie mit anderen sein. Indem sie nach eigenen Regeln handelten, konnten sie 1.) Distanz sowohl zu den Zwängen der Fabrik als auch zu denen halten, die mit dem täglichen ›Durchkommen‹ und Überleben verbunden waren, und 2.) gleichzeitig die Fähigkeiten zum individuellen wie kollektiven Handeln entwickeln. Das war der Fall, wenn Meister oder Vorarbeiter das »Du« gebrauchten und damit die Arbeiter durch die implizierte Konnotation einer Vater-Kind-Beziehung beleidigten.<sup>13</sup> Arbeiter antworteten oder brüllten »Du« statt des erwarteten »Sie« oder hörten einfach gar nicht hin. In anderen Fällen fanden Arbeiter, die für gewöhnlich voneinander getrennt handelten und einzeln kämpften, plötzlich eine gemeinsame Basis wie in Brommes Fabrik, indem sie der Fabrikleitung die Erlaubnis abrangen, die Drehbänke während der Arbeitszeit zu reinigen. (Bromme, 1971, S. 29of.)

<sup>10</sup> Siehe ebenfalls die Erinnerungen von Wenzel Holek, einem böhmischen Gräber und Ziegelmacher: Der Gebrauch des »Sie« wurde in dem (örtlichen) sozialistischen Arbeiterbund mit einer Geldbuße geahndet (Holek, 1909, S. 215).

<sup>11</sup> Zum letzten Punkt siehe den Bericht des Landarbeiters Franz Rehbein, der seine Militärzeit in den 1880er Jahren abdiente (Rehbein, 1911, S. 153-193).

<sup>12</sup> Siehe zu diesem Aspekt Lüdtke (1980) und besonders M. Perrot (1979); Perrot »buchstabiert« M. Foucaults These von der »Disziplin« als zentralem Mechanismus »moderner« Bemühungen zu »überwachen und strafen«; s. M. Foucault (Foucault, 1976). Zu den Phasen und Formen der Anstrengungen des Managements, die Kontrolle über den Arbeitsprozeß zu erhöhen, s. R. Edwards (1979).

<sup>13</sup> Belege dazu aus den 1860er Jahren finden sich bei U. Engelhardt (1977, S. 93f.).

Die Grenzen zwischen Eigensinn und kalkuliertem Widerstand waren und blieben unklar und fließend. Eigensinn unterschied sich von der Verfolgung der eigenen Interessen; er war nicht identisch mit der strategischen Optimierung der Effizienz des eigenen Verhaltens. Um den Lohn zu halten oder ihn sogar zu erhöhen, mochte es klug sein, gemeinsam zu handeln – zum Beispiel demonstrativen Gehorsam und stille Sabotage am Arbeitsplatz zu kombinieren oder zu streiken. Dagegen hintertrieb, ja mißachtete die Praxis des Eigensinns jegliche Risikokalkulationen. Eigensinn konnte Teil solcher kollektiven Anstrengungen sein; zugleich und vor allen Dingen drückte er die Bedürfnisse aus. Er artikulierte Sehnsüchte und Wünsche von Gruppen wie Individuen ebenso wie deren Ängste. Daher bildete Eigensinn eine bestimmte Erfahrung von Autonomie und Kollektivität und möglicherweise sogar von Homogenität. In seiner doppelten Bedeutung bezeichnete Eigensinn die Besonderheiten von Arbeiterpolitik – »Bei-sich-selbst-sein« und »Mit-anderen-sein«.

Eine weitere Facette muß hinzugefügt werden. Sie paßt nicht so recht in das grundsätzlich harmonische und freundliche Bild, das Göhres Schilderungen nahelegen. Handschriftliche Berichte von zahlreichen Arbeiterveteranen der Gutehoffnungshütte (1939 von der Unternehmensleitung angeregt) schilderten nicht nur Anekdoten über Neckereien, sondern beklagten den häufigen Diebstahl von Werkzeugen in den Werkstätten.<sup>14</sup> Zu dieser Zeit in der Mitte der 1880er Jahre gehörten die Werkzeuge den Arbeitern.

Neckereien oder der Verweis auf Macht, auf soziale Distinktion durch die Nennung des »Du« brachten Bedürfnisse zum Ausdruck und eigneten zugleich Zeit und Raum, wenn auch nur für Augenblicke, wieder an. Diese Praktiken mischten sehr unterschiedliche Motive wie Ziele: sie beharrten gegen die Zumutungen der Vorgesetzten auf dem Gewohnheitsrecht und stritten um Menschlichkeit für den Einzelnen und seine Kameraden, wichtiger noch, sie verletzten niemals ernsthaft die Kameraden. Der Diebstahl der Werkzeuge eines anderen war jedoch das genaue Gegenteil. Diese Werkzeuge gehörten den Arbeitern nicht in dem Sinn bürgerlichen Eigentums. Vielmehr lag ihre Bedeutung viel mehr darin, daß sie unverzichtbare Mittel im täglichen Kampf ums Überleben waren. Zur gleichen Zeit symbolisierten sie Handfertigkeit und Geschick des Einzelnen. Sie waren Teil der Produkte ihres Eigentümers geworden und standen für dessen Arbeitsproduktivität und Produkte. Im Gebrauch der Werkzeuge behielt er die Produkte in Erinnerung, die nun von den Fabrikherren oder anonymen Käufern angeeignet wurden. Der Bestohlene war ohne seine Werkzeuge »aufgeschmissen«.

Abgesehen von der Möglichkeit, daß die Unterschiede zwischen den Werkhallen der Gutehoffnungshütte und den Fabriken in Chemnitz oder Gera in den re-

---

<sup>14</sup> Rheinisch-Westfälisches Wirtschaftsarchiv (RWWA) (GHH) 40016/19 (besonders Fischedick).

gional verschiedenen Lebensweisen der Arbeiter oder in den jeweiligen Arbeitsabläufen begründet liegen, läßt das Stehlen vermuten, daß alltägliche Praxis viele divergierende, sogar widersprüchliche Aspekte beinhaltete. *Eigensinn* war und blieb vieldeutig. Sich von den Zumutungen der Vorgesetzten und von den Zwängen des Arbeitsprozesses zu distanzieren, ohne sie direkt zu bekämpfen, konnte nicht nur eine individualistische Haltung, sondern auch die feindselige Mißachtung der eigenen Arbeitskollegen einschließen.

## ***Eigensinn und private Politik***

Die Einzelheiten des Arbeitsprozesses, des Lohnzahlungssystems und der Schwankungen der Löhne von Drehern, insbesondere ihre Neckereien und ihr Eigensinn, die ich im vorangegangenen untersucht habe, zeigen, wie die Produktionsweise für die Betroffenen wirklich wurde. Denn zunächst existierten Konjunkturzyklen und Fabrikordnungen nur auf dem Papier von Wissenschaftlern und Vorgesetzten, d.h. hinter dem Rücken der Arbeiter. Kein gesellschaftlicher Prozess wird Teil alltäglicher Interaktion und (Re-)Produktion, wenn er nicht in alltäglichen Bedeutungen erfahren wird (z.B. als Gelegenheit für eine Lohnsteigerung). Theoretisch gesprochen werden die Produktions- wie die Herrschaftsweise durch die Wahrnehmungen und Interpretationen, durch die Handlungen und Ausdrucksformen der Betroffenen hergestellt (vgl. Hacker et al., 1972, besonders S. 24ff.), in diesem Fall durch die Praxis der männlichen Maschinenbauarbeiter. Oder, um diese theoretische Überlegung noch weiter zu differenzieren, erst die Wechselseitigkeit objektiver und subjektiver Momente macht die gesellschaftliche Reproduktion und Transformation möglich.

Erforderlich ist also eine Perspektive, die Bedeutung nicht gegen sozio-ökonomische Position und Funktion aufrechnet, oder vice versa. Nur unter einem solchen Blickwinkel lassen sich die Widersprüche in der Gesellschaft erkennen, und mit ihnen die Chancen für Alternativen, Wirklichkeit zu werden. Um die Vieldeutigkeiten von Herrschaftsformen und Umgangsweisen in den Blick zu nehmen, dürfen sie nicht auf ihren augenscheinlich elementarsten Grad reduziert werden. Nur indem man die Komplexitäten und die Verflechtungen ihrer widersprüchlichen Momente untersucht, werden sich die Bedeutungen wie die Funktionen alltäglicher Praktiken erschließen. Versuche, historische und gesellschaftliche Prozesse in getrennte Dimensionen zu zerlegen, werden nicht den Verknüpfungen und Wechselbeziehungen in konkreten Situationen gerecht. Sie verbergen nur die unübersehbare Gleichzeitigkeit,<sup>15</sup> die Praxis prägt – Hinneh-

---

15 »Gleichzeitigkeit« bezieht sich auf Ernst Blochs Konzept von der »Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen«, das auf den unterschiedlichen, aber parallelen Gebrauch alter und neuer

men, aber auch Verweigerung von Zwängen, zugleich die Präsenz eines äußerst distanzierten wie distanzierenden *Eigensinns*.

Diese kurze Diskussion bezieht sich auf einige Probleme, die vielfach unter dem pauschalen Etikett des »Kulturalismus« behandelt werden. Damit verknüpft ist jedoch ein zweiter und ebenso wichtiger Punkt: die Frage nach dem Politischen in der Untersuchung des Alltagslebens. Ist die Suche nach Eigensinn nicht ein weiteres Beispiel für den Versuch, den harten politischen Fragen zu entfliehen, von der augenfällig allgegenwärtigen Beziehung zwischen Herrschaft und Widerstand abzulenken? Steht die Frage nach Eigensinn für Romantisierung?

›Politik‹ bezeichnet traditionell das Formulieren, Durchsetzen und dauerhafte Organisieren kollektiver Interessen. Insbesondere gilt als politisch, aus vorherrschenden Normen, gesellschaftlichen Verteilungsmustern oder Formen staatlicher Herrschaft Nutzen zu ziehen. Es ist ›politisches‹ Handeln, diese Muster und Praktiken zu bestätigen oder zu bestreiten. Jede andere Ausdrucksform, die diesen Kriterien nicht entspricht, wird als privat bezeichnet. Ich möchte dagegen eine Perspektive einnehmen, die die Artikulation und das Geltendmachen von individuellen Bedürfnissen, vor allem für die direkt Betroffenen, als politisches Verhalten begreift.

Es kommt also darauf an, den Blick auf das Politische zu erweitern. In der Perspektive strategischer Kalkulationen bleibt das Ensemble emotionaler Ausdrucksformen und symbolischer Bedeutungen abgespalten. Und es sind doch eben diese Emotionen und Symbolpraktiken, die aus Idealtypen ›wirkliche‹ Individuen und Gruppen machen – die nicht nur reagieren, sondern aktiv handeln, manchmal entschieden und konsistent, manchmal widersprüchlich, mitunter sogar widersinnig.

Konkret, Dreher und andere Maschinenbauarbeiter gehörten nicht selten nur widerstreitend dem »freien«, d.h. dem sozialdemokratischen Deutschen Metallarbeiterverband (DMV) an. Der DMV wurde 1891 gegründet, ein Jahr, nachdem das repressive Sozialistengesetz von 1878 ausgelaufen war. Mit Ausnahme der Arbeiter in Großstädten wie Berlin standen im Durchschnitt drei Viertel der Arbeiter abseits dieses Versuchs, sozio-ökonomische Interessen zu organisieren. Die Mitgliedsrate in der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD) war sogar noch beträchtlich niedriger.<sup>16</sup> Genauer: Seit den späten 1890er Jahren schlossen sich die meisten der Maschinenbauarbeiter durchaus dem DMV an; entscheidend ist aber,

---

Symbole und Bedeutungen zielt, die die (politische) Orientierung der »Vielen« in den zwanziger und dreißiger Jahren in Deutschland beeinflußten. Nach Bloch wurde diese Gleichzeitigkeit von der Naziideologie und -bewegung ausgenutzt, während die marxistischen Kritiker oder die »linken« politischen Führer von SPD und KPD sie nicht einmal wahrnahmen (Bloch, 1962).

<sup>16</sup> Vgl. die Daten in D. Fricke (1976, S. 718ff., 731). Die Frage der »gelben« und christlichen Gewerkschaften kann hier nur gestreift werden; vgl. dazu ausführlicher »Die Ordnung der Organisation« in diesem Band, S. 141–168.

daß die Mehrheit von ihnen diese Organisation nach ein oder zwei Jahren wieder verließ (d.h. sie zeigten sich nicht mehr in Versammlungen, zahlten nach den ersten Monaten keine Mitgliedsbeiträge mehr und akzeptierten damit, aus den Gewerkschaftslisten gestrichen zu werden). (Schönhoven, 1979, S. 143ff., 190ff.)

Mit anderen Worten, die aktive und dauerhafte Beteiligung von Maschinenbauarbeitern an jenen Organisationen, die für sich in Anspruch nahmen, das einzige Mittel zu sein, um die ökonomischen wie politischen Interessen der Arbeiter zu vertreten, war sehr begrenzt. (Im Vergleich mit anderen Gewerkschaften ist jedoch festzuhalten, daß die Mitgliedszahlen nach 1900 bis auf den höchsten Organisationsgrad aller Gewerkschaften stiegen; er wurde nur noch von den Hafenarbeitern, Bauarbeitern sowie den Arbeitern in den Handwerksberufen wie den Handschuhmachern erreicht.) Andererseits waren spektakuläre kollektive Aktionen ebenfalls nicht Sache der Maschinenbauarbeiter. Im Unterschied zu den Bergarbeitern, Bauarbeitern und sogar zu den weitaus geringer organisierten Textilarbeitern (und -arbeiterinnen!), ganz zu schweigen von den Druckern und Brauern, haben die Maschinenbauarbeiter fast nie gestreikt. Das bedeutet jedoch keinesfalls, daß sie inaktiv oder apathisch waren (vgl. Geary, 1982 besonders S. 233ff.; Lucas, 1976, S. 147). Sie vertraten ihre Interessen, manchmal sogar recht militant, auf der Werkstattebene; sie eigneten sich Zeit und materielle Ressourcen, von »Abfällen« bis zu Werkzeugen, wieder an. Und sie brachten ihre Hoffnungen und Wünsche, Ängste und Befürchtungen nachdrücklich zum Ausdruck – sie praktizierten Eigensinn. Sie beteiligten sich auf *ihre* Weise aktiv an der Verteilung und Neuverteilung von Ressourcen und »Lebenschancen« (Max Weber): Sie verhielten sich und handelten politisch.

Das führt zu zwei Thesen über das Politische im Alltagsleben der »unmittelbaren Produzenten« (Karl Marx):

- 1) Arbeiter kümmerten sich um ihre individuellen Löhne, um ihr tägliches Überleben weder in einem bloß instrumentellen Sinn, noch handelten sie politisch in der Weise, daß sie die gesamte Produktionsweise zu verändern suchten.<sup>17</sup> Beide Einschätzungen folgen einem ungeeigneten eindimensionalen Politikmodell und taugen nicht, die Vieldeutigkeiten, Verflechtungen und Widersprüche von Interessen und Eigensinn ebenso wie deren Gleichzeitigkeit zu erfassen. Was hier (und anderswo) übersehen wird, ist die Lebensweise der Betroffenen.
- 2) Zumindest in den entwickelteren kapitalistischen Industriegesellschaften können divergierende, vielleicht getrennte und sogar widersprüchliche Arenen der Politik oder des Politischen wahrgenommen werden. Dabei ist jedoch die Politisierung des Privaten, d.h. die Verflechtung von Interessen, Bedürfnissen

<sup>17</sup> Zur politischen Auseinandersetzung unter dem »halbabsolutistischen Pseudo-Konstitutionalismus« des Kaiserreichs s. H.-U. Wehler (1975, S. 63).

und *Eigensinn* in unmittelbaren Beziehungen, als »Privatisierung der Politik« mißdeutet worden. Die alltägliche Politik zum Beispiel im Kaiserreich zeigt jedoch keinerlei Tendenz zur Depolitisierung. Im Gegenteil, sie offenbart vielfältige Formen einer Neuverteilung von materiellen und emotionalen Ressourcen ebenso wie die der Lebenszeit und der Lebenschancen. Solche Umverteilungen relativieren implizit die Arena formaler Politik, vor allem derjenigen, die auf einer zentralen oder nationalen Ebene regulierend und verteilend wirkt. Mit anderen Worten, staatsfixierte Politik wird mit der selbstbestimmten Politik der sogenannten Beherrschten konfrontiert.

In dem Kontext alltäglicher Politik können materielle Interessen und individuelle Bedürfnisse, soziale Verpflichtungen und Eigensinn nicht voneinander getrennt oder abgespalten werden; sie passen nicht in die Schubladen, die Wissenschaftler allzu leicht für sie vorbereitet haben. »Materielles« und »symbolisches Kapital« (siehe Bourdieu, 1976, S. 335ff.) sind nicht unmittelbar auszutauschen; die silberne Uhr des verstorbenen Vaters wurde niemals verpfändet;<sup>18</sup> das demütigende »Du« der Vorgesetzten wurde auch dann nicht bereitwilliger hingenommen, wenn die Löhne stiegen (das letztere war zumindest zwischen den 1870er und 1890er Jahren, z.T. vielleicht auch in den ersten Jahren nach 1900, im Gesamtrend der Fall).

Das Ideal der »Respektabilität«, der Arbeiter-»Ehre« muß dementsprechend neu untersucht werden. Dieser Begriff, von Männern wie Frauen geteilt, war weder eine matte Spiegelung kleinbürgerlicher Träume und Idyllen noch eine verzerrte Form von Klassenbewußtsein. Vielmehr bildete »Ehre« einen Maßstab, der eigene Deutungen und Erfahrungen versammelte. Er orientierte die Anstrengungen der Arbeiter, ihren Lebensunterhalt zu verdienen,<sup>19</sup> denn die »Ehre« blieb aufs engste

<sup>18</sup> Selbstverständlich hätte dieser Punkt weitere Ausarbeitung und Belege nötig, vgl. aber H. Schomerus (1977, S. 244).

<sup>19</sup> Sogar die »Arbeiteraristokraten« brauchten zusätzliche Verdienste, um ihre Familien ernähren zu können. Eine Statistik aus Chemnitz zeigt, daß 1900 58 bzw. 8 % der »gelernten Metallarbeiter« nicht in der Lage waren, einen Haushalt mit zwei Erwachsenen und drei Kindern zu ernähren (bei den Maschinenarbeitern und Textilarbeitern waren es 81 bzw. 6 %). Nicht nur die unbezahlte Hausarbeit, sondern auch weibliche Lohnarbeit und Kinderarbeit blieben die ökonomische Basis für den Lebensunterhalt einer Familie (Rosenbaum, 1982, S. 399, dort auch weitere Belege); s. ebenfalls K. Tenfelde (1977, S. 106ff.). Auch Männer selbst versuchten vielfach, Extra-Verdienste zu bekommen. Göhre zumindest schildert, daß seine Arbeitskollegen am Sonntagmorgen Holzschnitzereien machten, die sie ihre Kinder auf den örtlichen Jahrmärkten verkaufen ließen, daß manche Geige auf Tanzveranstaltungen spielten; ein ehemaliger Schneider schneiderte noch bis spät in die Nacht, ein Bohrer arbeitete als Kutscher an den Sonnagnachmittagen, ein anderer als Schmied, als Kellner fast jede Nacht in einer Arbeitergaststätte – und alle versuchten, Überstunden zu machen. Aber nur wenige erhielten dazu Gelegenheit und waren auf die Stimmung und Vorlieben der Meister angewiesen (Göhre, 1891, S. 15).

mit den alltäglichen Unwägbarkeiten und Unsicherheiten, den Ängsten oder Hoffnungen und Träumen auf eine bessere Zukunft verknüpft. So galten Anstrengungen, um mit illegalen Mitteln zu überleben – der Diebstahl von Lebensmitteln, Kohle oder Holz – keineswegs stets als schimpflich oder unehrenhaft: Die übliche Praxis des »Mitgehen-Lassens«, wie sie Michael Grüttner in seiner Studie über den Hamburger Hafen erforscht hat, zeigt dies deutlich (Grütter, 1984). Erfolgreiche Sicherung des Überlebens, materielle Verbesserung und sozialer Erfolg förderten solch demonstrativen Stolz, der im Zusammensein mit Nachbarn und Arbeitskollegen ebenso zum Vorschein kam wie gegenüber den »Ober- und Unteroffizieren des Kapitals« (K. Marx) und des Staates in der Fabrik, auf der Straße oder im Wirtshaus.

Diese Alltagspolitik war keineswegs nur auf Widerstand bezogen; sie richtete sich durchaus nicht nur gegen Forderungen, Zwänge oder offene Unterdrückung »von oben«. Denn vor allem zeigte sich in Zusammenkünften mit Kollegen, Freunden und Verwandten Eigensinn, ebenso beharrlich wie mühelos, zum Beispiel in Sportgruppen oder in Trinkrunden (bei den Männern) und beim Kaffeeklatsch der Frauen. Bei direkter Widersetzung wie beim Eigensinn war die Möglichkeit entscheidend, ›bei sich selbst‹ und ›für sich selbst‹ zu sein. Zugriff oder Drohung der Herrschenden oder ihrer Agenten, von Polizisten, Direktoren oder Vorarbeitern war buchstäblich weit entfernt und konnte – zumindest für Augenblicke – vergessen werden.

In diesen Bemühungen, das physische Überleben zu sichern und zugleich die eigene Person und den eigenen Wert zu stabilisieren, lagen Sieg und Niederlage beieinander – auf der Arbeit, innerhalb und außerhalb der Familie. Aus den vielfältigen ständigen Risiken, von den Lohnschwankungen über die Verletzungen der »Ehre«, von den Unfällen bis zu obrigkeitlichen Zugriffen, folgte allerdings eine Haltung *skeptischer Vorsicht*.

Bei der »Politisierung des Privaten« muß berücksichtigt werden, daß Eingriffe »von oben« unauflöslich zur Lebensweise der Arbeiter und ihrer Familien gehörten. Rigoroser Zwang zur Ordnung in der Fabrik, auf der Straße, in den Schulen und auf Ämtern war Teil der alltäglichen Erfahrung von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen.<sup>20</sup> Diese Erfahrungen mit physischer Gewalt (des Staates oder der privaten Herrscher) verknüpften sich mit einer Form der Gewalt »von oben«, die sich in der Weise, in der sie wirkte, zugleich maskierte: »violence douce« (vgl. Bourdieu, 1976, S. 364ff.). Staatliche Politik, die physische und geistige Sauberkeit wie Erziehung zu fördern suchte, verschaffte sich durch Polizei oder die Androhung

---

Allgemeiner hat H. Reif in einer materialreichen Studie über das Ruhrgebiet das komplexe Problem von Familieneinkommen und besonders von Altersarmut beschrieben und analysiert (Reif, 1982).

<sup>20</sup> Zu den öffentlichen Praktiken, insbesondere zur »Hatz auf Sozialisten« s. K. Saul (1974).

polizeilicher Intervention Geltung. Landstreicher wurden verfolgt und festgesetzt, »Verrückte« in Anstalten eingewiesen (Blasius, 1979), Zwangserziehung durch die Polizei wenigstens in den größeren Städten durchgesetzt. Von entscheidender Bedeutung war die Übereinstimmung dieser Sauberkeits- und Erziehungsnormen mit Interessen und Bedürfnissen der Betroffenen selbst. Sauber und erzogen zu sein, konnte in der Tat Aussichten auf ein besseres Leben eröffnen. Wenn es so war, können wir die Frage, ob ein spezifischer (vielleicht »bürgerlicher«) Typ von Sauberkeit und Erziehung dominierte, auf sich beruhen lassen. In jedem Fall sollten und konnten diese Einflußnahmen eine Politisierung des Privaten vorantreiben. Ohne daß es ausdrücklich betont worden wäre – die »Verwalteten«, die Erzogenen, die Adressaten von Hygiene-Kampagnen wurden unmerklich, aber nachdrücklich in die Arena der formalisierten, organisierten Interessensverfolgung hineingezogen. Diese Politisierung des Privaten funktionierte als Politisierung »von oben«. Im Gegensatz zu einer selbstbestimmten Politisierung der Betroffenen wurden hier unbefriedigte und antagonistische Interessen und Bedürfnisse nicht aufgenommen, sondern gedämpft oder stillgestellt. Die Betroffenen antworteten auf eigene Weise: In Verweigerungen wie in selbstbestimmt-eigensinnigem Handeln überwandten sie die Trennung von privat und politisch.

Aber die Bedeutsamkeit der Politik des Alltäglichen darf nicht über die ungelösten Probleme hinwegtäuschen. Parallel zur Politisierung des Privaten läßt sich eine Absonderung der breiten Massen von der zentralisierten Politik der herrschenden Klassen wie von der der ›offiziellen‹ Opposition, der SPD, beobachten. Als vorläufige Belege für eine solche Abtrennung können, spätestens ab 1906, das geringere und langsamere Ansteigen der Mitgliederzahlen in den reichsweiten sozialistischen Organisationen gelten.<sup>21</sup> Noch wichtiger waren unorganisierte Bewegungen ungewohnten Ausmaßes, zum Beispiel Straßenbesetzungen und »Unruhen« im Januar 1906 anlässlich einer SPD-Wahlrechtsdemonstration in Hamburg (Evans, 1979) oder im September 1910 in Berlin-Moabit (Bleiber, 1955). (Die Moabiter Proteste waren durch einen Lohnstreik ausgelöst worden.) In beiden Fällen gingen sogenannte »unordentliche Leute«, meist Gelegenheitsarbeiter und Arbeitslose, vom Demonstrieren zum Rauben und Plündern über – es wurde eben keine »revolutionäre Disziplin« gezeigt. SPD und Gewerkschaftsfunktionäre stimmten zwar nicht mit der Obrigkeit überein, aber verurteilten unisono solche »Pöbelexzesse« auf das schärfste.

Der Eindruck einer zunehmenden Trennung der politischen Arenen verstärkt sich, wenn man das geringe Maß an Selbstorganisation der Massen nach 1890 einbezieht; eine neue Kolonial- oder Flottenpolitik zu fordern oder zu stützen, war

---

<sup>21</sup> Siehe dazu nicht nur die reichsweiten Daten bei D. Fricke (1976) und K. Schönhoven (1979), sondern ebenfalls Fallstudien wie die von M. Nolan (1981, S. 182, 232ff., bezogen auf die Jahre 1907).

Sache der (klein)bürgerlichen öffentlichen Meinung und Organisationen. Ob Industriearbeiter oder proletarische Massen an derlei Bemühungen teilhatten, ist zweifelhaft, zumindest unsicher.

Diese Trennung zwischen den politischen Arenen wird an zwei spektakulären Beispielen deutlich. Das erste war der widerstandslose, weithin durchaus willige Marsch von Arbeitermassen<sup>22</sup> in den Weltkrieg im August 1914 – obwohl sie bis zum letzten Moment an Streiks beteiligt gewesen waren oder zumindest bereit schienen, sich in irgendeiner Form der herrschenden Politik zu widersetzen. Das zweite berührt die Hinnahme des Faschismus ab 1933 durch die große Mehrheit der proletarischen Massen.<sup>23</sup>

Für die Arbeiter spiegelte sich diese Trennung der politischen Arenen zuallererst in der Praxis und den stereotypen Erwartungen ihrer Parteiführer. Die hierarchische Struktur des inneren Parteilebens, aber noch mehr die Formen öffentlichen Auftretens entsprachen dem. Wenn die Partei ihre Mitglieder mobilisierte, gerieten ihre Demonstrationen in aller Regel zu militärischen Paraden.<sup>24</sup> Der Gebrauchswert, in einer Reihe zu marschieren und mit dem Vordermann mitzuhalten, wurde überwölbt von dem Mehrwert, auf diese – militärische – Weise große Massen zu strukturieren und organisieren. Diese militärische Praxis beeinflusste die Vorstellungen von alternativer Organisation der gesellschaftlichen Beziehungen, insbesondere bei Parteifunktionären; aber noch mehr prägte sie die einfachen Parteimitglieder in ihrem Alltag. Mit solchen Erfahrungen korrespondierte die Partei-Terminologie: Die »revolutionäre Armee« oder die »Bataillone der Revolution« »marschierten« sowohl in der geschriebenen wie gesprochenen Rhetorik der Parteiführung.<sup>25</sup> Außerdem wurden öffentliche Reden als Monologe begriffen und gehalten. Die Redner adressierten die Menge; deren Rolle bestand im Zuhören, nicht im Mitreden.

---

22 Der gegenwärtige Forschungsstand, obwohl nach wie vor vorläufig, wird dargestellt in F. Boll (1980, S. 110ff.).

23 Die Vielschichtigkeit dieses Problems steht außer Frage. Man kommt jedoch nicht vorbei an E. Fromm (1980); Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Sopade), 1934-1940, Frankfurt a.M. 1979.

24 Siehe den stolzen Bericht der sozialdemokratischen Düsseldorfer »Volkszeitung« über die Maiparade 1903: »Manch Bürger machte ein erstautes Gesicht, als er die munteren Roten wie eine Kompanie Soldaten marschieren sah« (zit.n. Nolan, 1981, S. 138). Der Berichterstatter der Maiparade in Solingen 1903 schrieb von der Entwicklung der Bewegung hin zu »einer großen proletarischen Armee«, die bei der Parade sichtbar geworden sei (Friedemann, 1982, hier: S. 167).

25 Siehe zum Beispiel J. Dietzgens Artikel »Dass der Sozialist kein Monarchist sein kann«, in: Der Volksstaat vom 13.8.1873 (zit.n. Stephan, 1977, S. 282-293). Eine systematische, inhaltliche Analyse der Reden von W. Liebknecht und A. Bebel sowie anderer Führer und Sprecher steht noch aus.

In dieser Perspektive wird der Begriff der »Zick-Zack-Loyalität« fragwürdig (Bausinger, 1973).<sup>26</sup> Er soll die *Gleichzeitigkeit* der Unterstützung beschreiben, die der Partei des Proletariats wie dem Nationalstaat, dem Kaiserreich galt. In der Tat ist der Begriff »Zick-Zack-Loyalität« geprägt worden, um jene Haltung zu begreifen, wie sie in den gleichrangig zur Schau gestellten Porträts August Bebels und Ferdinand Lassalles mit denen des »alten Wilhelm (I.)«, des Feldmarschalls Helmuth von Moltke oder Kanzlers Otto von Bismarck zum Ausdruck kommt, die Bromme in der elterlichen »Parterrestube« gesehen hatte (Bromme, 1971, S. 71f.). Möglicherweise gab es aber nur einen sehr begrenzten Loyalitätssinn, der mit einem massiven Desinteresse an *jeder* Form formaler und staatszentrierter Politik korrespondierte?

## Zusammenfassung

Will man schlichtes Moralisieren vermeiden, ist die analytische Differenzierung zwischen den politischen Arenen unvermeidbar. Für die Forschung ist die Scheidung von Privatem und *Eigensinn* auf der einen sowie staatszentrierter und formaler Politik auf der anderen Seite in keiner Weise überholt. Aber Analytiker sollten sich vergegenwärtigen, daß sich ihre Aufmerksamkeit mehr auf eine vermutete Funktion richtet als auf die Perspektive der Betroffenen. Mit Sicherheit besaß die Trennung der politischen Arenen die Funktion, die herrschenden Positionen und Strukturen zu stützen und zu schützen. Dies galt nicht nur für die Herrschenden und ihre sich verschiebenden Bündnisse;<sup>27</sup> es galt gleichfalls für die Führer der Opposition wie die der SPD vor 1914.

Um den Gebrauch zu verstehen, den die herrschenden Gruppen von der Trennung politischer Arenen machten, müssen wir deren Strategien, die Arbeiterführer eingeschlossen, untersuchen. Vor allem: Sie verknüpften sich mit den zeitgenössischen Formen gesellschaftlicher Hegemonie. Hegemonie betrifft die unausgesprochene Durchdringung der Gesellschaft als Ganzes mit kulturellen und ideologischen Mustern – diese lassen Abhängigkeit als etwas Notwendiges und Unwiderstehliches erscheinen. Die Bildungsanstrengungen der Arbeiterbewegung blieben auf die Muster bürgerlicher Erziehung bezogen und transportierten vielfältige An-

---

<sup>26</sup> Auf eine andere, aber durchaus vergleichbare Weise gilt meine Skepsis der »Loyalitäts«-These, wie sie in dem breit debattierten Erklärungsansatz der »negativen Integration« von G. Roth und D. Groh (1973) diskutiert wird; ich würde viel mehr eine aktive Nicht-Integration hervorheben, oder besser: Eigensinn.

<sup>27</sup> Siehe dazu D. Abraham (1981), enthält auch eine Analyse der Muster des Kaiserreichs.

passungstendenzen an die herrschende Kultur.<sup>28</sup> Das zeigte sich im breiten Spektrum von Ratschlägen und Hinweisen für eine verbesserte Haushaltsökonomie, besonders für die Konservierung von Lebensmitteln, für das Wohlergehen sauberer und disziplinierter Kinder und Hausfrauen. Dazu gehörten aber auch Bemühungen um Arbeitszeitverkürzung für jugendliche Arbeiter und Arbeiterinnen durch gesetzliche und staatliche Kontrolle. Diese vielfältigen Regulierungen wie Anreize verstärkten nicht allein bürgerliche, sondern zugleich patriarchale Strukturen: Humanitäre Motive erreichten nur sehr begrenzt die Praxis. Erzieher verhielten sich grob und, wenn sie in dieser Hinsicht nicht von vornherein blind waren, traktierten ihre Schüler autoritär. Zugleich war überaus einflußreich eine Vorstellung, die Lohnarbeitern in ihrer alltäglichen (Re-)Produktion viel näher war – die Forderung nach gerechtem Lohn. Die Struktur der Lohnarbeit stand indessen kaum mehr zur Debatte!

Aber das ist nur die eine Seite der Medaille. Demonstratives Schweigen der proletarischen Massen in staatlicher oder Verbandspolitik korrespondierte häufig mit politischer Sensibilität und Militanz, mit einem aktiven Eigenwillen in der Fabrik, im Büro, im Mietshaus und auf der Straße. Mehr noch, die Ausdrucksformen und Artikulationen der Abhängigen und Beherrschten legten den Modus fest, indem sie das Politische, das Private und den *Eigensinn* miteinander verknüpften. Wenn man genau hinsieht, zeigt sich nicht Trennung, sondern eine nahtlose Gleichzeitigkeit von privaten kleinen Freuden in der Alltagspraxis, verbunden mit einer alternativen Vorstellung davon, was Leben für einen selbst, aber auch für die Menschheit insgesamt bedeuten könnte. Denn Ignoranz gegenüber den Arenen staatlicher und Parteipolitik heißt nicht, daß die Abhängigen und Beherrschten kein Konzept für eine alternative Organisation der Gesellschaft gehabt hätten; solche Konzepte hielten sich allerdings nahe an ihrer privaten und eigensinnigen Politik. Einen erhellen- den Einblick geben die Antworten von Bergarbeitern, Textil- und Metallarbeitern auf einen Fragebogen, den Adolf Levenstein, ein für eine Sozialreform engagierter Theologe, 1910 versandte. Viele der 5.040 Arbeiter, die antworteten, wünschten, »soviel essen zu können wie ich will«, ein Mikroskop zu besitzen, aber ebenso den »göttlichen Funken« zu sehen, und nicht zuletzt die »Verhinderung von Krieg« überall auf der Welt (Levenstein, 1912, S. 227, vgl. ebda. passim).

Die sozialistischen politischen Organisationen der Zeit erkannten dieses Problem nicht. Für sie wurde es bestenfalls Teil der technischen oder taktischen Frage »Wie kann ich Menschen erreichen, um sie zu Partei- oder Gewerkschaftsmitgliedern zu machen?«. Es ist typisch, daß ein Gewerkschaftshandbuch<sup>29</sup> für Hausbesu-

28 Siehe das Material (zu österreichischen Arbeitern), das D. Langewiesche (1979) ausbreitet. Zu deutschen Arbeitern s. Nolan (1981, S. 126–145), D. Langewiesche und K. Schönhoven (1976), H. Lüdtke (1979).

29 Das Handbuch wurde 1908 veröffentlicht.

che bei möglichen Kandidaten für einen Beitritt den Gebrauch des »Du« empfahl (Schönhoven, 1979, S. 212f.) – als ob dieses Wort automatisch die Reichhaltigkeit der Erfahrungen und Konnotationen bei denen hervorriefe, die man zu werben suchte, als ob der einfache Gebrauch dieses bedeutungsvollen Symbols die Kluft zwischen eigensinniger und der gewerkschaftlich-bürokratischen Politik überbrücken könnte. Die Arbeiterorganisationen maßen besondere und abweichende Bedürfnisse nur daran, ob sie in ihre Vorstellung von Klassenbewußtsein paßten und die Kraft der Organisation stärken würden. Niemals beschäftigten sie sich ernsthaft mit der Gleichzeitigkeit von Interessen und *Eigensinn* als der Eigentümlichkeit von Arbeiterpolitik.

## Literatur

- Abraham, D. (1981). Corporatist Compromise and the Re-Emergence of the Labor/Capital-Conflict in Weimar Germany. *Political Power and Social Theory*, 2, 55-109.
- Barth, E. (1973). *Entwicklungslinien der deutschen Maschinenbauindustrie von 1870 bis 1914* (Band 3). Berlin: Akademie-Verlag.
- Bataille, G. (1975). Der Begriff der Herausgabe. In G. Bataille (Hg.), *Das theoretische Werk* (Band 1, S. 9-31). München: Röggner & Bernhard.
- Bausinger, H. (1973). Verbürgerlichung – Folgen eines Interpretaments. In G. Wiegmann (Hg.), *Kultureller Wandel im 19. Jahrhundert* (S. 24-49). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Blasius, D. (1979). Bürgerliche Gesellschaft und bürgerliche Ängste: Die Irren in der Geschichte des 19. Jahrhunderts. *Sowi*, 8, 88-94.
- Bleiber, H. (1955). Die Moabiter Unruhen 1910. *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, 3, 173-211.
- Bloch, E. (1962). *Erbschaft dieser Zeit*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Boll, F. (1980). *Frieden ohne Revolution? Friedensstrategien der deutschen Sozialdemokratie vom Erfurter Programm 1891 bis zur Revolution 1918*. Bonn: Neue Gesellschaft.
- Bourdieu, P. (1976). *Entwurf einer Theorie der Praxis (auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft)*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bromme, M. W. T. (1971). *Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters*. Frankfurt a.M.: Athenäum Verlag.
- Desai, A. V. (1968). *Real Wages in Germany, 1871-1913*. Oxford: Oxford University Press.
- Dwyer, K. (1977). On the dialogic of field work. *Dialectical Anthropology*, 2(2), 143-151. Springer.
- Edwards, R. (1979). *Contested terrain: the transformation of the workplace in the twentieth century*. New York, NY: Basic Books.
- Eley, G. (1991). Geschichte der Sozialgeschichte – Alltagsgeschichte: Erfahrung, Kultur und Politik Alltags. In G. Eley (Hg.), *Wilhelminismus, Nationalismus*,

- Faschismus. Zur Historischen Kontinuität in Deutschland* (S. S. 251-296). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Engelhardt, U. (1977). *Nur vereinigt sind wir stark* (Band Bd. 1.). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Evans, R. J. (1979). »Red Wednesday« in Hamburg: Social Democrats, Police and Lumpenproletariat in the Suffrage Disturbance of 17. January 1906. *Social History*, 4, 1-31.
- Foucault, M. (1976). *Überwachen und Strafen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Fox-Genovese, E. & Genovese, E. D. (1976). The Political Crisis of Social History: A Marxian Perspective. *Journal of Social History*, 10(2), 205-220. Oxford University Press.
- Freiherr von Knigge, A. (1865). *Über den Umgang mit Menschen* (14. Aufl.). Hannover: Hahn.
- Fricke, D. (1976). *Die deutsche Arbeiterbewegung 1869-1914*. Berlin/DDR: Dietz.
- Friedemann, P. (1982). Feste und Feiern im rheinisch-westfälischen Industriegebiet 1890-1914. In G. Huck (Hg.), *Sozialgeschichte der Freizeit* (S. 161-185). Wuppert: Peter Hammer.
- Fromm, E. (1980). *Arbeiter und Angestellte am Vorabend des Dritten Reiches*. (W. Bonß, Hg.). Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Garve, C. (1974). *Popularphilosophische Schriften*. (K. Wölfel, Hg.) (im Faksimiledruck herausgegeben., Band 2). Stuttgart: J.B. Metzler.
- Geary, D. (1982). Identifying Militarism: the Assessment of Working-class Attitudes towards State and Society. In R.J. Evans (Hg.), *The German Working Class 1888-1933* (S. 220-246). London/Torowa: Croom Helm/Barnes & Noble Books.
- Göhre, P. (1891). *Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche. Eine praktische Studie*. Leipzig: Grunow.
- Groh, D. (1973). *Negative Integration und revolutionärer Attentismus*. Frankfurt a.M.: Ullstein.
- Grütter, M. (1984). Unterklassenkriminalität in Hamburg. Güterberaubungen im Hamburger Hafen 1888-1923. In H. Reif (Hg.), *Räuber, Volk und Obrigkeit. Studien zur Geschichte der Kriminalität in Deutschland seit dem 18. Jahrhundert* (S. 153-184). Frankfurt: Suhrkamp.
- Hacker, L. et al. (1972). Klassenlage und Interessenorientierung. *Zeitschrift für Soziologie*, 1, 15-30.
- Hobsbawm, E. J. (1974). The Labour Aristocracy in Nineteenth Century Britain. In P.N. Stearns & D.J. Walkowitz (Hg.), *Workers in the industrial revolution: recent studies of labor in the United States and Europe*. New Brunswick, N.J.: Transaction Books.
- Holek, W. (1909). *Lebensgang eines deutsch-tschechischen Handarbeiters*. Jena: Diedrichs.
- Johnson, R. (1978). Edward Thompson, Eugene Genovese, and Socialist-Humanist History. *History Workshop Journal*, 6, 79-100. Oxford University Press.

- Landé, D. (1910). *Arbeits- und Lohnverhältnisse in der Berliner Maschinenindustrie zu Beginn des 20. Jahrhunderts*. Leipzig: Duncker & Humblot.
- Langwiesche, D. (1979). *Zur Freizeit des Arbeiters: Bildungsbestrebungen und Freizeitgestaltung österreichischer Arbeiter im Kaiserreich und in der ersten Republik*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Langwiesche, D. & Schönhoven, K. (1976). Arbeiterbibliotheken und Arbeiterlektüre im Wilhelminischen Deutschland. *Archiv für Sozialgeschichte*, 16, 135-204.
- Levenstein, A. (1912). *Die Arbeiterfrage: mit besonderer Berücksichtigung der sozialpsychologischen Seite des modernen Grossbetriebes und der psycho-physischen Einwirkungen auf die Arbeiter*. München: Reinhardt.
- Lucas, E. (1976). *Zwei Formen von Radikalismus in der deutschen Arbeiterbewegung*. Frankfurt a.M.: Roter Stern.
- Lüdtke, A. (1980). Arbeitsbeginn, Arbeitspausen, Arbeitsende: Skizzen zu Bedürfnisbefriedigung und Industriearbeit im 19. und frühen 20. Jahrhundert. In G. Huck (Hg.), *Sozialgeschichte der Freizeit. Untersuchungen zum Wandel der Alltagskultur in Deutschland* (S. 95-122). Wuppertal: Hammer.
- Lüdtke, A. (2015). *Eigen-Sinn. Fabrikalltag, Arbeitererfahrungen und Politik vom Kaiserreich bis in den Faschismus*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Lüdtke, H. (1979). Von der »literarischen Suppenküche« zur Bildungsanstalt der Nation. *Buch und Bibliothek*, 31, 409-426.
- Montgomery, D. (1979). Workers' Control of Machine Production in the 19th Century. In D. Montgomery (Hg.), *Workers' Control in America* (S. 9-31). London: Cambridge University Press.
- Moorhouse, H. F. (1979). History, Sociology and the Quiescence of the British Working Class: A Reply to Reid. *Social History*, 4, 481-490, 491-493.
- Müller, R. (1974). *Vom Kaiserreich zur Republik* ((Reprint der ersten Ausgabe von 1924).). Berlin: Verlag Olle & Wolter.
- Nolan, M. (1981). *Social Democracy and Society: Radicalism in Düsseldorf 1890-1920*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Perrot, M. (1979). The Three Ages of Industrial Discipline in 19th Century France. In J.M. Merriman (Hg.), *Consciousness and Class Experience in 19th Century Europe* (S. 149-168). New York/London: Holmes & Meier.
- Popitz, H., Bahrdt, H. P., Jüres, E. A. & Kesting, H. (1957). *Soziologische Untersuchungen in der Hüttenindustrie*. Tübingen: Mohr.
- Rehbein, F. (1911). *Das Leben eines Landarbeiters*. Jena: Diederichs.
- Reif, H. (1982). Soziale Lage und Erfahrungen des alternden Fabrikarbeiters in der Schwerindustrie des westlichen während der Hochindustrialisierung. *Archiv für Sozialgeschichte*, 23, 1-94.
- Renzsch, W. (1980). *Handwerker und Lohnarbeiter in der frühen Arbeiterbewegung*. Götingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Rosenbaum, H. (1982). *Formen der Familie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Samuel, R. (Hg.). (1981). *People's History and Socialist Theory*. London: Routledge & Kegan Paul.
- Saul, K. (1974). *Staat, Industrie, Arbeiterbewegung im Kaiserreich*. Düsseldorf: Bertelsmann Universitäts-Verlag.
- Schomerus, H. (1977). *Die Arbeiter der Maschinenfabrik Esslingen*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Schönhoven, K. (1979). *Expansion und Konzentration. Studien zur Entwicklung der Freien Gewerkschaften im Wilhelminischen Deutschland 1890-1914*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Schröter, A. & Becker, W. (1962). *Die deutsche Maschinenbauindustrie in der Industriellen Revolution*. Berlin/DDR: Akademie-Verlag.
- Stephan, C. (1977). »Genossen, wir dürfen uns nicht von der Geduld hinreißen lassen!« Frankfurt a.M.: Europäische Verlagsanstalt.
- Tenfelde, K. (1977). *Arbeiterhaushalt und Arbeiterbewegung 1850-1914* (Sozialwissenschaftliche Informationen für Unterricht und Studium (SOWI)). Stuttgart: Ernst Klett.
- Wehler, H.-U. (1975). *Das deutsche Kaiserreich 1871-1918*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Willis, P. (1981). *How Working Class Kids get Working Class Jobs* (2. Auflage.). New York: Columbia University Press.

